

Information u. Handreichung
der Liturgischen Institute
Deutschlands, Österreichs
und der Schweiz

Herder
Freiburg · Basel · Wien

34. Jahr
6. Juli 2000

12

Gottesdienst

„Am Rande des Verstummens ...“

Theologisch-ästhetische Thesen zur Sprache im Gottesdienst

Benedikt Kranemann

„Ach, es ist Dolmetschen ja nicht jedermanns Kunst, wie die tollen Heiligen meinen. Es gehört dazu ein rechtes, frommes, treues, fleißiges, gottesfürchtiges, christliches, gelehrtes, erfahrenes, geübtes Herz“ (WA 30,2,640). Mit diesen Worten beschreibt Martin Luther 1530 im *Sendbrief vom Dolmetschen* die Qualifikationen des Übersetzers. Sie wird man zweifellos auch für die diejenigen fordern müssen, die für die Sprachgestalt gottesdienstlicher Texte Verantwortung tragen. So hoch die Anforderungen an die „Dolmetscher“, so groß die Erwartungen an die Sprache der Liturgie: Sie soll Sprache des täglichen Umgangs sein, aber nicht vulgär. Sie soll literarisch tadellos sein, aber die Gläubigen nicht überfordern. Sie soll poetisch sein, was aber die Umgangssprache nicht ausschließt, so die römische Übersetzerinstruktion von 1969 (Dokumente zur Erneuerung der Liturgie [DEL] 1214).

Das Bemühen um die Liturgiesprache heute kommt der Quadratur des Kreises gleich. Tatsächlich bereitet bei der Revision der liturgischen Bücher der zweiten und dritten Generation kaum etwas so viele Probleme wie die sprachliche Neufassung. Rasch wird deutlich, dass Sprache nicht ein äußerliches Gewand ist, sondern Ausdrucksform des Glaubens. Wer nach der Sprache der Liturgie fragt, nimmt folglich die Mitte des gottesdienstlichen Geschehens in den Blick.

Die Frage nach Gott offenhalten

Wenn wir über Sprache und Liturgie reden, ist heute zumeist die Revision von Orationen und Hochgebeten als mehr oder weniger fix vorgegebenen Texten gemeint. Das greift aber zu kurz: die Sprache der Schriftlesung und der Kirchenlieder, der frei formulierbaren Textsequenzen wie Eröffnung, Predigt und Fürbitten gehört ebenso in die Diskussion und prägt nicht minder das Bild von Liturgie. M.a.W.: Wir finden eine Vielzahl von Sprechsituationen und -orten nebeneinander. Wir begegnen einer Fülle von Sprachstilen, die mit den gottesdienstlichen Elementen wechseln, die z.T. festgelegt sind, z.T. frei gestaltet werden können oder sollen, die von der Tradition oder dem Bemühen um Aktualität in Feier und Verkündigung geprägt sind. Schon hier stellt sich die Frage: Kann und muss es überhaupt eine einzige Sprachweise in der Liturgie geben? Nach welchen übergeordneten Kriterien kann sich eine Sprache der Liturgie richten? Obwohl Sprache des Gottesdienstes immer vor der Notwendigkeit steht, den Verstehensmöglichkeiten der Mitfeiernden entgegenzukommen, scheint es doch verhängnisvoll zu sein, diese Sprache zunächst und allein vom Aspekt des Verstehens her anzugehen, weil damit fast automatisch eine Miß-

malisierung verbunden ist. Viel entscheidender ist, gleichsam beim Ursprungsereignis dieser Liturgie anzusetzen, also bei dem, der hier gefeiert wird, der auf den Menschen zukommt und der in der Liturgie mit „Du“ angesprochen wird. Man könnte – wie gewohnt – vom Paschamysterium sprechen. Vielleicht kommt das Einschneidende des Gottesdienstes noch deutlicher zum Vorschein, wenn man vom Widerfahrnis Gottes für den Menschen spricht, das hier und jetzt begangen wird: „Doch du bist nicht der Gott, den wir uns denken“ (GL 764,5) – die Zeile aus der Litanei von der Gegenwart Gottes markiert das Kriterium von Liturgiesprache. Das Unfassbare Gottes, dem die Menschen im zeichenhaften Geschehen der Liturgie gegenüberstehen, muss in der Sprachgestalt spürbar werden. Gottesdienstliche Sprache müsste also zunächst eine von der Katabasis, vom Handeln Gottes an den Menschen geprägte Sprache sein, auch und gerade in der Antwort der Menschen, der Anabasis. Das bedeutet nicht: schwere oder gar unverständliche Sprache, wohl aber eine sperrige, widerständige Sprache, die die Frage nach Gott offenhält und immer neu weckt: „Wer bist du, Gott? Wie ist dein Name?“ (GL 764,6) Dies eröffnet der Liturgie einen unendlichen Sprachschatz, der sich vom Alten und Neuen Testament und den Traditionen der großen Ökumene her speist und der heute fortzuschreiben ist; es begrenzt aber auch, schneidet den Wortschwall ab und verpflichtet die Liturgie zum Schweigen, wo nichts mehr zu sagen ist. Dem liturgischen Sprechen korrespondiert das Schweigen. Es steht, mit einem Wort von Paul Celan, „am Rande des Verstumms“.

Verständlichkeit der Sprache in der Liturgie

Eine Liturgie, zumal eine muttersprachliche, soll verständlich sein. Aber „Verständlichkeit“ ist ein sehr schillernder Begriff, der einer Klärung bedarf. Die Vorstellung, dass in einer durchschnittlichen Sonntagsgemeinde tatsächlich für alle gleichermaßen Wort für Wort, Zeichen für Zeichen unmittelbar intellektuelles Verstehen möglich wäre, ist nicht nur grundnaiv, sondern überfordert die Gläubigen wie auch die Möglichkeiten eines rituellen Geschehens, wie es die Liturgie ist. Verständlichkeit mit Blick auf Liturgiesprache ist von der tätigen Teilnahme her zu füllen. Der Gottesdienst soll durch Gebet und Handeln von den Gläubigen getragen werden. Tätige Teilnahme, die im Handeln ausdrücklich wird, setzt innere Teilnahme am gottesdienstlichen Geschehen voraus. Damit kann einmal Nähe, dann wieder Distanz verbunden sein. Man wird von etwas Prozesshaftem sprechen müssen.

Das gilt auch für das Verstehen der Sprache der Liturgie, die ebenfalls eine Entwicklung kennt. Die Texte des Gottesdienstes erschließen sich dem Christen in einer ersten geistig-geistlichen Wahrnehmung, so dass er teilnehmen kann an der Feier des Paschamysteriums. Wenn aber Glauben etwas ist, das sich entwickelt, und wenn auch der Liturgiefeiernde daran partizipiert, dann muss die Liturgiesprache offen sein für eine Wirkungsgeschichte. Sie muss Freiheit zum Verstehen lassen. Es geht eben nicht um Eindeutigkeit, sondern um die Möglichkeit, das, was gesagt wird, je neu rezipieren und damit neu füllen zu können. Also: Verstehen als ein Hineinwachsen in das gefeierte Heilsereignis (auch) durch die Sprache. Texte, die sich beim ersten Zuhören ohne weiteres erschließen, wären spätestens beim zweiten Mal langweilig. Liturgische Orationen und Hochgebete, aber auch Lieder u. a. müssen für Wiederholung geeignet sein. Deshalb ist eine anspruchsvolle Sprache, die sich nicht glatt erschließt, sondern „hängenbleibt“, sinnvoll und notwendig für ein wachsendes Verständnis des Feiargeschehens. Ein gelungenes Beispiel für einen solchen Übersetzungsversuch stammt von Norbert Lohfink. Das Tagesgebet vom Montag der 1. Adventswoche übersetzt der Alttestamentler so: „Gib uns die Unruhe, Herr, unser Gott! Voll Unruhe lass uns die Ankunft Christi, deines Sohnes, erwarten, wachend und betend in dunkler Nacht. Kommt er auch lange nach Mitternacht erst und klopft an – er finde Menschen, die ihn jubelnd und jauchzend begrüßen.“

Liturgiesprache als „Übersetzung“

Liturgiesprache bleibt immer ein Übersetzungsakt. Dabei ist natürlich nicht eine der Vorlage möglichst Wort für Wort folgende Übersetzung lateinischer liturgischer Texte angezeigt, wie nicht zuletzt die Übersetzerinstruktion festhält (DEL 1205f), sondern die Übersetzung des Festkerygmas in die Gegenwart. Ein lebendiges Mitfeiern soll möglich werden. Tatsächlich geht es um „Übersetzung“, denn das, was gefeiert wird, entzieht sich letztem Verstehen und erlaubt auch sprachlich nur eine Annäherung. Ein Beispiel: „Heiliger Gott. Du bist unsagbar größer, als wir Menschen begreifen, du wohnst im unzugänglichen Licht, und doch bist du uns nahe. Gib, dass wir heute mit Ehrfurcht vor dir stehen und froh werden in deiner Nähe. Darum bitten wir ...“ (Tagesgebete zur Auswahl 4). Um im Bild zu bleiben: Diese Oration lässt erkennen, dass die Heiligung des Men-

schen durch Gott letztlich ein „fremdsprachliches“ Geschehen ist, das man – gleichsam in der Übersetzung – durch Beschreibung zu ergründen sucht. „In unzugänglichem Licht“ – „doch ... uns nahe“; „mit Ehrfurcht vor dir“ – aber „froh in deiner Nähe“. Die Sprache des Gottesdienstes deutet hier nur an und nähert sich an – aber sie hält auch die Distanz, aus der allein sie die Du-Anrede wagen kann: „Du bist unsagbar größer, als wir Menschen begreifen.“ Sie kann zum Verstehen bringen, aber es bleibt immer „verständene Fremdheit“ (Klaus Berger).

Prägung der Liturgiesprache durch Geschichtlichkeit

Von woher soll die Gottesdienstsprache geprägt werden? Manches wurde schon angesprochen, das zu berücksichtigen ist, vor allem das Widerfahrnis Gottes und die Verstehensmöglichkeiten der Gläubigen. Zwei andere Aspekte seien noch genannt, beide hängen mit der Geschichtlichkeit der Liturgie zusammen, und zwar dem doppelten Wortsinne nach. Liturgie ist unverzichtbar geschichtlich geprägt. Sie ist verwiesen auf Heilsgeschichte. Mit Anamnese bezeichnet man den Basisvorgang von Liturgie schlechthin. Davon müsste aber auch die Liturgiesprache etwas verspüren lassen. Sie entspricht nicht der Sprache der Bibel. Aber die biblischen Bilder und Motive, die Geschichte Gottes mit den Menschen, die zentralen Gestalten der Heilsgeschichte sowie die Traditionsstränge, die dies über die Jahrhunderte fortgeschrieben haben, müssten in die Sprache der Gottesdienste eingespielt werden, um das Fundament jeden christlichen Gottesdienstes präsent zu halten und liturgisches Sprechen als anamnetischen Akt zu profilieren. Geschichtlichkeit meint aber auch die historische Ausprägung von Liturgie. Da gibt es, zumindest mit Blick auf die Orationen, sprachliche Feinheiten, die für die Sprache in der Liturgie heute einen hilfreichen Rahmen bilden. Erwähnt sei der Stellenwert der Prädikation: Das erinnernd-preisende Moment geht im liturgischen Gebet aller Bitte voran. Und sofort das Gegenbeispiel: Wo dieses Element ausdrücklich fehlt, wie in einigen Adventsorationen – der Grund liegt in der Haltung gespannter Erwartung auf das Weihnachtseignis –, sollte dieser Mangel, der hier Gewinn ist, tatsächlich bemerkbar sein. Genannt werden müssen auch die Qui-Prädikationen (Richard Schaeffler), nicht einfach nur relative Anschlüsse („Gott, der du ...“), sondern eine sprachliche Formulierung, die das Heilshandeln Gottes aufnimmt. Wertvoll sind die Hodie-Formulierungen, so im Hochgebet des Gründonnerstags: „das ist heute“, in denen die Gegenwart des Erinnerten, die Zeitgenossenschaft zur Heilsgeschichte (Angelus Häußling) zum Ausdruck kommt. Und hinzuweisen ist auf Schlussformeln wie das „per Christum“, das keine Nebensächlichkeit ist, sondern über Gebetsadresse und Gottesbild Auskunft gibt, und das weitergeführt mit „in unitate Spiritus Sancti“ eine Formel mit theologischer Subtilität ist (Philipp Harnoncourt).

Liturgischer Kontext und Sprache

Schließlich: Das Nachdenken über Sprache darf nicht den Blick dafür verstellen, dass es sich um Texte im Kontext eines Handlungsgeschehens handelt. Das entlastet die Sprache, die auf nonverbale Elemente zurückgreifen kann. Es muss beispielsweise nicht jede Handauflegung durch Text begleitet werden: Die Handlung spricht für sich.

Kontext und Sprache fordern aber auch gegenseitig Wahrhaftigkeit. Am 27. Sonntag im Jahreskreis heißt es mit gutem Grund im Schlussgebet: „Du reichst uns das Brot des Lebens und den Kelch der Freude.“ Der deutsche Text verlangt geradezu die Kelchkommunion, die um der vollen Zeichenhaftigkeit willen ohnehin sinnvoll und notwendig ist. Das Handeln der Gemeinde muss realisieren, was der Text theologisch sinnvoll vorgibt – und umgekehrt.

Mit Blick auf den liturgischen Kontext ist beispielsweise eine Liedauswahl gefordert, die die Sprachgestalt eines Liedes auf ihre Eignung für den Gottesdienst befragt: sprachlich komplexe Texte eignen sich weniger zur Begleitung prozessionaler Elemente; schon von der sprachlichen Gestalt her taugen Lieder eher nicht als Ersatz für Kyrie, Agnus Dei und Sanctus. Ob es einem Lied als poetischem Gebilde bekommt, ohne Rücksicht auf die Textkomposition die Strophenabfolge beliebig zu kürzen? Die Sorglosigkeit, mit der gerade mit Liedern umgegangen wird, dokumentiert deutlich mangelnde Sensibilität für Sprache und Texte in der Liturgie.

Schlussendlich: Manche Schwierigkeit mit der Liturgiesprache könnte sich umgehen lassen, wenn klarer wäre, was Texte „leisten“ können und was nicht. Nur ein Beispiel: „Collecta“ nennt man jene Gebete, mit denen der Priester mit einer Gebetseinladung eine Zeit der Gebetsstille eröffnete, die er dann mit einem kurzen, prägnant sammelnden Gebet beschloss. Auf eine solche Übung für das Tagesgebet zurückzugreifen, könnte das Gebet und die Sprache der Liturgie hier, aber auch ganz grundsätzlich von dem Verdikt entlasten, sagen zu müssen, was nicht zu sagen ist.